

## Predigt

Thema: Gottesdienst, Predigtreihe: Wem kann ich noch Glauben schenken?,  
Teil 2  
Das Ende der Vaterlosen Gesellschaft

Bibeltext: Lukas 15,11–32

Datum: 28.04.2013

Verfasser: Pastor Lars Linder

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

Liebe Gemeinde,

im Jahr 1963 sorgte ein Buch von Alexander Mitscherlich für Aufsehen. Und dieses Buch hat eine große Debatte angestoßen, die bis heute anhält. Das Buch trägt den Titel: „Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft.“

Mitscherlich stellt in diesem Buch unter anderem fest, dass – aufgrund des 2. Weltkrieges – in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg viele junge Leute ohne Vater aufgewachsen sind, weil eben sehr, sehr viele Väter im Krieg geblieben sind: gefallen, nicht wiedergekommen, vermisst gemeldet...

Und seine Frage, sein Beobachtung war, dass aufgrund dieser Entwicklung viele junge Leute ohne Vater aufwachsen mussten, und wir deshalb auf dem Weg sind in eine vaterlose Gesellschaft.

Dieser Titel der bis heute eine Diskussion angeregt hat in gesellschaftspolitischen Fragen, dieser Titel fiel mir ein, bei der Vorbereitung für diesen Gottesdienst – „Vaterlose Gesellschaft“

Ich musste an Menschen denken, die ohne Vater groß werden; sowie an Menschen, die mit ganz schmerzhaften Erfahrungen mit Vater groß werden oder auch an Menschen, die mit positiven Erfahrungen an Vaterschaft denken.

Spannend ist, dass das Neue Testament darauf hinweist, dass der Begriff „Vater“ eigentlich besetzt ist.

Paulus schreibt im Epheser- Brief, Kapitel 3,14f: „Darum beuge ich meine Knie vor dem Vater. Ich beuge sie vor Gott, dem Herrn, von dem Jesus Christus gesagt, wir dürfen ihn Vater nennen. Von ihm hat jeder seinen Namen und seine Würde, der sich im Himmel oder auf der Erde einen ‚Vater‘ nennt.“

Von Gott her hat jeder, der irdisch betrachtet sich Vater nennt, seine Würde, weil Gott der Vater schlechthin ist.

Und darum bekennt eben das apostolische Glaubensbekenntnis direkt zu Beginn: „Ich glaube an Gott den Vater...“. Also gerade nicht „vaterlose Gesellschaft“.

Ich vertraue, so sagt dieses Bekenntnis, auf einen lebendigen Gott, der sich als Vater vorstellt, der sich als Vater zeigt, offenbart.

Da steht wohl gemerkt nicht: „Ich glaube an Gott den Mann...“, sondern „Ich glaube an Gott den Vater...“. Das ist ein Unterschied, das werden wir gleich noch sehen.

„Ich glaube an Gott den Vater...“- Gott stellt sich in Jesus Christus bzw. indem, wie Jesus redet und handelt, als Vater vor. Man könnte anders sagen: „Ich glaube an Gott den Vater“, heißt zunächst mal: Ich glaube daran, dass dieser Gott der Vater Jesu Christi ist.

Und dieser Jesus verkündigt diesen Gott so, dass Jesus sozusagen die Beziehung, die er mit seinem Vater hat, öffnet und Sie und mich, uns mit hinein nimmt in diese Beziehung. So dass er zu seinen Jüngern sagt: Ihr sollt wenn ihr betet, so beten: „Unser Vater in dem Himmel“.

Jesus nimmt also mit hinein in diese Beziehung, dass Menschen, dass seine Jünger, dass Sie und ich, dass wir Vater zu Gott sagen können.

Und damit das die Menschen damals verstehen, damit wir das heute verstehen, hat Jesus in verschiedenen Bildern und Geschichten versucht, das den Menschen ins Herz zu schreiben. Und eine dieser Geschichten, auf die wollen wir heute Morgen gleich hören.

Jesus erzählt seine Geschichten und Bilder nicht im luftleeren Raum, sondern immer in konkreten Situationen. So auch die Geschichte, die wir gleich hören werden. Darum zu Beginn der Kontext, in dem Jesus diese Geschichte erzählt.

Gottes Wort aus Lukas 15, 1–3:

*1 Eines Tages waren wieder einmal alle Zolleinnehmer und all die anderen, die einen ebenso schlechten Ruf hatten, bei Jesus versammelt und wollten ihn hören. 2 Die Pharisäer und die Gesetzeslehrer murrten und sagten: »Er lässt das Gesindel zu sich! Er isst sogar mit ihnen!« 3 Da erzählte ihnen Jesus folgendes Gleichnis*

Jesus isst zusammen mit Menschen aus dem Rand der Gesellschaft, mit Zolleinnehmern, mit anderen Menschen, die damals keinen guten Ruf hatten, wo viele dachten: Das sind Betrüger, Ausbeuter: Leute, die im Haus Gottes, im Tempel nichts zu suchen hatten, mit denen man nichts zu tun haben möchte.

Und dieses gemeinsame Essen sorgt für Ärger. Weil im Orient gemeinsames Essen ja nicht nur Nahrungsaufnahme ist, sondern gemeinsames Essen bedeutet immer: Wir gehören zusammen. Die, die da an einem Tisch sitzen, die bilden eine Gemeinschaft. Wir sind für einander da, Friede mit dir und mit mir, wir sind eine Gemeinschaft.

Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten, Menschen die Gott von Herzen ernst nehmen wollen und die seine Heilige Schrift von Herzen ernst nehmen wollen, die kommen damit nicht klar.

Die sagen: Jesus, was du da machst, geht nicht. Du sündigst; du feierst Gemeinschaft, verbrüderst dich mit Menschen, die wahrlich mit Gott nichts zu tun haben. Das ist schwere Schuld, die du auf dich lädst.

Und Jesus, Jesus erzählt ihnen drei Geschichten. Und auf eine Geschichte wollen wir heute Morgen hören:

Jesus erzählt die Geschichte von dem Bauer Adonai.

---

Der Bauer Adonai lebt in der Wüste Jesreel; das ist dieses Gebiet in Israel, wo man ganz weit gucken kann wie am Niederrhein, wo man schon drei Tage vorher weiß, wer zu Besuch kommt; eine große Fläche, eine riesige Ebene.

Und dieser Bauer Adonai hat viele Ländereien und viele Ställe, in denen die Tiere – wir würden heute sagen – biologisch sinnvoll aufwachsen und gemästet werden; ein richtig quirlicher Bauernhof voller Leben und voller Güte.

Dieser Bauer Adonai hat ganz viele Angestellte, auch viele, die von Zeitarbeitsfirmen bei ihm untergekommen sind. Und diese Angestellten werden über Tarif bezahlt, bekommen einen Boni nach dem anderen, haben mehr als andere Urlaubsgeld; denen geht's da richtig gut.

Und dieser Bauer Adonai hat auch zwei Söhne, die sozusagen die stellvertretenden Chefs an diesem Hof sind. Und so lebt dieser Bauer Adonai in einer Situation, die man fast schon paradiesisch nennen könnte und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter spüren das auch: Hier ist gut sein.

Und eines Tages kommt der jüngere von den beiden Söhnen zu dem Vater und sagt: „Vater, ich hab mir was überlegt. Das ist mir hier alles zu eng. Ich will raus hier, ich möchte gern auf eigenen Füßen stehen, möchte selbstständig sein, mir eine eigene Existenz aufbauen und ich bitte dich darum, dass du mir das gibst, was mir als Erbe rechtmäßig zusteht.“

Ein Vorgang der damals nicht ungewöhnlich und der auch rechtlich geregelt war. In der Regel bekam der ältere Sohn den Hof und entsprechend Geld und der jüngere Sohn ungefähr ein Drittel von dem, was übrig blieb; das bekam er dann ausgezahlt als seinen Anteil.

Die Zuhörer Jesu, die da mit am Tisch sitzen, die können das gut verstehen. Palästina ist ziemlich eng und begrenzt, eine Million Menschen auf ziemlich wenig Raum. Und die können schon denken, dass so ein junger Mann sich denkt: „Boah im Mittelmeerraum wo viel mehr Platz ist, tolle Städte wie Alexandria und andere, da ist es schön.“

Da kann ich verstehen, dass der junge Mann sagt: ich will gehen, ich brauche Platz.

Und den Vater dieser Geschichte, den trifft diese Bitte des Sohnes ins Herz. Weil er die Nähe und Gegenwart seines Sohnes schätzt, weil er ihn über die Maßen liebt und weil dieser Vater in seinem Herzen genau weiß, wenn dieser Sohn jetzt loszieht, weg von mir, weg von diesem paradiesischen Zustand, das wird nicht gut gehen.

Aber der Vater sagt kein Wort dazu, sondern sagt: Ja, mein Sohn, ist gut, ich werde zur Bank gehen, die Sachen regeln, morgen früh bekommst du deinen Anteil ausgezahlt.

Und am nächsten Morgen legt der Vater das Geld auf den Tisch, schickt seinen Sohn mit einem herzlichen „Shalom“ und lässt ihn gehen.

Und der Sohn geht, begeistert über die neue Freiheit, begeistert darüber, dass er das tun und lassen kann, was er möchte. Und er geht in diesen weiten Mittelmeerraum mit dem, was sein Vater ihm an Reichtum, an Vermögen geschenkt hat.

Und nach relativ kurzer Zeit ist er finanziell am Ende. Jesus erzählt in dieser Geschichte nur, das dieser Sohn all dieses Geld, all dieses Vermögen vergeudet hat, sinnlos verpulvert. Jesus nennt keine Einzelheiten, ob der Sohn jetzt zu teure Hotels bezogen hat, ob er an der Getreidebörse zu sehr spekuliert hat oder ob er zu große Feste gefeiert hat – kein Wort davon. Nur dass Jesus sagt, er hat dieses Geld, dieses Vermögen, das was der Vater ihm anvertraut hat, sinnlos verpulvert.

Also nicht: Er ist unter die Räuber gefallen, hat Pech gehabt, sondern er hat es irgendwie sinnlos ausgegeben.

Also landet der Sohn bei Hartz IV, würden wir heute sagen. Und zu allem Überdross, was in der damaligen Zeit ganz oft vorkam, kommt eine Hungersnot in den Mittelmeerraum und dieser Sohn hat nichts mehr zu essen, nichts mehr zu trinken und landet im wahrsten Sinne des Wortes bei den Schweinen, wird Schweinehirt.

Vom dem sozialen Ranking oder von den beliebtesten Berufen her war Schweinehirt ganz unten, also wirklich die allerletzte Etage. Also der echt letzte Idiot, der totale Looser, der totale Absteiger, er wurde Schweinehirt – schlimmer geht's nicht. Da landet dieser Sohn. Und wenn es nicht so ekelig gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich gerne aus dem Schweinetrog gegessen, so weit war er abgestiegen.

Und dann geschieht etwas merkwürdiges, etwas zum Merken würdig, nämlich, als der Sohn da so bei den Schweinen sitzt, geschieht etwas innen drinnen. Nämlich sein Vater bringt sich in Erinnerung. In ihm steigt ein Bild auf, in ihm steigt die Erinnerung danach auf, wie war das eigentlich „sau- schön“ zu Hause, nicht schweine- dreckig wie hier, sondern „sau- schön“ zu Hause.

In ihm steigt dieses Bild auf, wie sein Vater mit den Tagelöhnern, mit den Leuten von der Zeitungsfirmen gütig und barmherzig und weise umgegangen ist. In ihm steigt auf, wie die Atmosphäre zu Hause war und dass da eine große Weite, eine große Freiheit war und er denkt sich: Was bin ich eigentlich für ein Idiot, das ich gedacht habe, ich bin freier wenn ich weggehe aus dieser Freiheit?

Und er sitzt da bei den Schweinen und denkt sich so eine „Sch...“

Wie wäre das wenn ich nach Hause zurück gehe? Vielleicht könnte ich meinen Vater dahin bringen, dass er zumindest sagen würde: Du kannst hier wieder wohnen, wie so ein Mensch von der Zeitarbeitsfirma, du kannst zumindest hier wieder arbeiten, hättest dein Auskommen und mehr als genug zum Leben.

Und dieser Sohn dieses Bauern Adonai überlegt sich: Was könnte er denn sagen? Und er macht so eine kleine innere Textsammlung von fünf/sechs Sätzen, die er seinem Vater vorlegen will, wenn er nach Hause kommt. Und er geht los.

Die Zuhörer Jesu sitzen da und sind ganz gespannt; sie hängen an den Lippen Jesu, weil sie jetzt unbedingt wissen wollen, was passiert denn jetzt? Wie wird denn dieser Großgrundbesitzer reagieren? Was macht die Familie? Was kommt denn dabei heraus?

Und Jesus erzählt weiter, aber nicht mehr aus der Einstellung des Sohnes, sondern er wechselt die Kameraeinstellung und erzählt von dem Vater. Erzählt davon, dass dieser Vater jeden Tag im Türrahmen steht, zum Fenster hinaus guckt, auf die Ebene Jesreel guckt, ob er in der Ferne irgendwo etwas erkennen kann, was mit dem Sohn zu tun hat, weil er denkt: Der Sohn, der wird irgendwann nach Hause kommen, weil das geht nicht gut, was er da macht.

Und eines Tages, wie der Vater Adonai da wieder steht und guckt, kann er schemenhaft in der Ferne schon etwas erkennen, irgendeine Figur. Und er denkt: Das ist komisch, weil man den Eindruck hat, diese Figur bewegt sich ganz langsam, als ob sie irgendetwas hindert, als ob sie irgendwie zögert. Aber diese Figur kommt näher. Immer näher.

Und als der Vater Adonai entdeckt und erkennt mit seinen etwas altersschwachen Augen: Das ist sein Sohn, dann hält ihn nichts mehr und er rennt und er rennt und er rennt diesem Sohn entgegen.

Die Zuhörer Jesu die schütteln den Kopf und sagen: Was erzählt der denn für einen Quatsch. Im Orient wird nicht gelaufen. Selbst wenn man es eilig hat, dann schreitet man immer noch würdevoll daher, man läuft nicht. Und ein Großgrundbesitzer, der Chef ist über so viele Leute, der läuft erst recht nicht, sondern der ist erhaben, der geht gemessenen Schrittes, aber der läuft nicht. Was erzählt Jesus da für einen Blödsinn?

Und trotzdem wollen sie wissen, was passiert denn jetzt?

Und Jesus erzählt weiter, das dieser Vater, dieser Großgrundbesitzer läuft und läuft und läuft, um diesen Sohn in die Arme zu schließen. Der kann überhaupt nichts sagen, weil der Vater ihn sofort mit Küssen überdeckt und umarmt und knuddelt was das Zeug hält.

Und irgendwann nachdem der Sohn mal Luft geholt hat, fängt er an, seine Textbausteine, die er mühsam gelernt hat, loszuwerden. Aber bei Satz zwei hat der Vater ihn schon unterbrochen und ruft zurück: Liebe Leute im Haus, macht schnell, wir wollen feiern, plündert den Weinkeller, holt das gemästete Kalb, das eigentlich für den Ehrengast gedacht war, sagt der Dorfkapelle Bescheid, wir wollen feiern, unser Sohn ist wieder da, mein Sohn ist wieder da.

Die Zöllner und die Prostituierten und die anderen Randsiedler der Gesellschaft, die da mit Jesus am Tisch sitzen, die merken auf einmal wie ihnen das Wasser in die Augen steigt, weil sie auf einmal entdecken: Ach so, deshalb geht Jesus so mit uns um. Deshalb schenkt er uns diese Würde. Deshalb diese Achtung, diese Zuwendung, dieses herzliche Entgegenkommen.

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Jesus erzählt weiter, das ein Riesenfest gestaltet wird; das der Vater dafür sorgt, das der Sohn wieder Schuhe bekommt: Ist doch mein Sohn und nicht so ein daher gelaufener Sklave, der barfuss gehen muss – wo sind die Schuhe? Er besorgt den Ring, dass der Sohn wieder Prokura hat, also alle Vollmacht die es nur gibt.

Und die ganze Gesellschaft am Hof von diesem Großgrundbesitzer feiert.

Nur einer fehlt: Der andere Sohn. Der ist wie immer fleißig am Arbeiten und nachdem die Sonne untergeht, stellt er sein Arbeitszeug zur Seite und macht sich auf dem Weg zum Hof. Irgendwo von den Feldern kommt er her und je näher er kommt, merkt er: Komisch, da ist so eine komische Beleuchtung, er hört Musik, er hört Geräusche, Gläser klingen und seltsam...

Da läuft ihm ein anderer Knecht, einer von der Leiharbeitsfirma überm Weg und er fragt ihn: Hör mal, was ist denn da zu Hause los?

Und dann sagt der Knecht: Hast du noch nicht gehört? Dein Bruder ist wieder da und dein Vater hat ein Riesenfest organisiert, komm schnell, wir warten auf dich.

Und dieser Sohn sagt zu diesem Knecht: Lass mich in Ruhe, ich komme nicht.

Und da geht dieser Knecht ins Haus zurück und sagt dem Vater Bescheid: Da draußen ist dein Sohn, der kommt nicht.

Und dieser Vater geht wieder raus, läuft wieder raus, läuft wieder einem Sohn entgegen, dieses Mal dem Älteren. Geht diesem älterem Sohn entgegen, nimmt auch den in den Arm und sagt: Was ist dein Kummer? Warum kommst du nicht?

Und dieser Ältere platzt vor Wut; und er sagt: Das ist so eine Sauerei, du machst hier eine Riesenfete für diesen deinen Sohn, der das Geld in welchen Bordells auch immer durch die Gegend geschmissen hat und ich, der ich hier zu Hause bin, der jeden Tag regelmäßig arbeitet, der alles tut, was zu tun ist, der sich ordentlich benimmt wie der allerbeste Knecht, ich kriege keinen Cent von dir.

Dieser Vater Adonai ist zutiefst getroffen, er ist ein zweites Mal zutiefst getroffen, weil er feststellt: auch dieser ältere Sohn ist verloren.

Weil dieser ältere Sohn überhaupt auch nichts von meiner Vaterliebe begriffen hat.

Und er sagt zu dem älteren Sohn: Mein Kind, mein Sohn, du bist mein Sohn.

Und du bist mein Sohn nicht, weil du tolle Leistung bringst, weil du immer ordentlich und fleißig bist, sondern weil du mein Sohn bist.

Du bist mein Kind, weil ich dich von Herzen lieb habe so wie du bist. Mehr nicht.

Du bist nicht mein Sohn weil du viel tust.

Und dieser dein Bruder, der immer noch dein Bruder ist und auch war, der ist zu Hause, genauso wie du zu Hause bist und alles was mein ist, gehört auch dir.

Ihr habt beide gemeinsam Anteil an meinem ganzen Vermögen, ihr dürft überall dran gehen, ihr seid hier zu Hause, ihr könnt hier leben und frei gestalten, euch frei entwickeln.

So und jetzt komm mit nach Hause und feiere mit, weil dieser dein Bruder wieder da ist. Und weil du und er, weil ihr doch meine geliebten Kinder seid.

---

Hier bricht Jesus ab mit der Erzählung. Und auch da wieder die Leute am Tisch, die Zolleinnehmer, die Prostituierten, die Pharisäer, die Schriftgelehrten, sie spüren genau, das jetzt sozusagen die Kameraeinstellung von den Zöllnern und Prostituierten umschwenkt auf die Pharisäer und Schriftgelehrten.



Denn Jesus erzählt ja hier nicht eine Familienstory, wie man sie einfach mal so erzählen könnte. Er erzählt keine rührselige Geschichte, sondern er erzählt mit dieser Geschichte ein Geheimnis, er erzählt mit dieser Geschichte das Geheimnis Gottes.

Er erzählt mit dieser Geschichte das Geheimnis Gottes, das in ihm, Jesus, offenbar wird, sich zeigt; sowohl für die Zolleinnehmer und für die Prostituierten, für den Abschaum der Gesellschaft, wie für die Schriftgelehrten und für die Pharisäer.

So wie Jesus hier diesen Bauer Adonai schildert, so ist Gott als Vater. So geht Gott in Jesus mit den Menschen um, so zeigt sich Gott in Jesus wie er mit den Zöllnern, den Pharisäern, den Prostituierten, den Schriftgelehrten im Gespräch ist. So ist Gott.

Der Maler Rembrandt hat vor knapp 400 Jahren versucht, diese Geschichte zu malen, mehrfach versucht, Bleistiftskizzen und auch farbig – ein Bild davon sehen wir gleich hinter mir an der Wand.

- Bild 1-

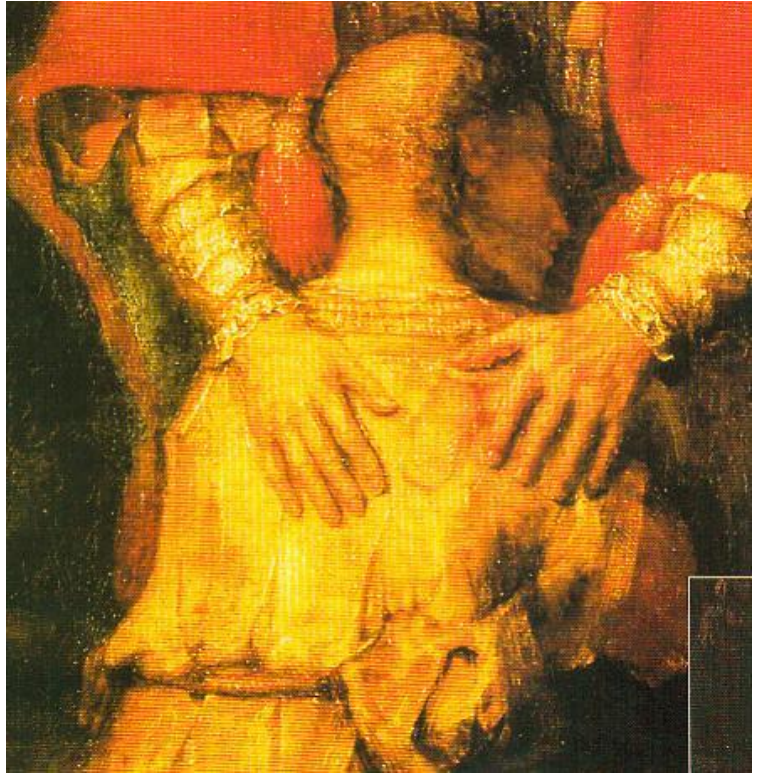
Man kann sehen, dass da dieser eine Sohn, der jüngere, nach Hause kommt und von dem Vater in den Arm genommen wird, dass er ihn liebkost.

Und Rembrandt, wie gesagt vor rund vor 400 Jahren!, er hat in dieses Bild etwas eingezeichnet, was bis heute für uns unglaublich wichtig ist. Das sehen wir bei der zweiten Szene, bei dem zweiten Bild:



Der Vater, dieser Großgrundbesitzer Adonai, hat zwei verschiedene Hände: Eine männliche, starke Arbeiterhand und eine zierliche, zarte, filigrane Mutterhand.

Weil Rembrandt schon vor 400 Jahren geahnt hat: Es geht nicht darum, dass Gott ein Mann ist; es geht darum dass Gott wie Vater, wie Mutter Menschen in seine Arme schließt. Dass Gott wie Vater und Mutter Menschen ein Zuhause schenkt.



So ist das gedacht.

Also nicht: Ich glaube an Gott den Mann..., sondern: Ich glaube an Gott den Vater. Ich glaube an Gott den Vater, so wie Jesus ihn in diesem Gleichnis vorstellt und offenbart.

Gott als Vater, der seine Kinder freigibt, ja der seine Kinder freigibt, das sie auch ihre Erfahrungen machen können, der nicht zwingt. Liebe zwingt nicht.

Gott als Vater, der sich in Erinnerung bringt. Das Menschen, die sonst wo leben, auf einmal im Herzen diese Erinnerung aufsteigen spüren: Da gibt es einen lebendigen Gott, der nach mir sucht, der nach mir Sehnsucht hat.

Gott als Vater bringt sich in Erinnerung.

Und Gott als Vater hält Ausschau. Hält Ausschau nach seinen Menschen, steht da mit offenen Armen im Türrahmen und freut sich über jeden der kommt und er steht da nicht nur, sondern Gott als Vater läuft entgegen. Er läuft entgegen, würdelos, ohne auf Rang zu achten, auf Etikette, auf Vornehmheit – er läuft entgegen.

Und dieser Vater vergibt.

Und dieser Vater macht Menschen zu seinen Söhnen und Töchtern, er setzt uns ein zu seinen Söhnen und Töchtern, gibt die Schuhe, gibt den Ring, das Festkleid, damit Menschen wissen: ja du bist hier ganz zu Hause. Da fehlt nichts mehr.

Und Gott geht auch denen nach und denen entgegen, die unter einem Gotteszerrbild leiden, die ein verunstaltetes Gottesbild haben; auch denen geht er entgegen, um sie heim zu lieben und zu zeigen: Ich bin als Gott, als Vater ganz anders.

So wirbt dieser lebendige Gott, dieser Vater um Vertrauen.

Darum erzählt Jesus diese Geschichte: Damit die Zöllner, die Prostituierten, die Schriftgelehrten, die Pharisäer im Herzen froh werden, darüber das Gott so ist, so ein Vater ist.

Gott als Vater wirbt um Ihr und um dein und um mein Vertrauen, weil wir, weil Sie, weil du und ich, weil wir seine Kinder sind, die nur bei ihm und nur bei ihm in seiner Nähe Leben haben.

Amen.